

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 42 (1966-1967)
Heft: 5

Artikel: Sind wir Schweizer so? : Spiegelungen in der Ferne
Autor: Gantenbein, Margrit
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1079612>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sind wir Schweizer

Von Margit Gantenbein
Illustrationen Heiri Steiner



Im Juni 1966 veröffentlichten wir eine erste Serie kurzer Geschichten von Margit Gantenbein zum Thema «Sind wir Schweizer so?» mit dem Untertitel «Spiegelungen der Liebe». Die Autorin hat einen großen Teil ihres Lebens in Indien, China und Japan verbracht, sich in zahlreichen anderen Ländern rund um den Erdball aufgehalten und als Journalistin darüber berichtet.

Das Thema ist dasselbe, wie wir es bei unserer ersten Serie umschrieben haben: «In fremden Spiegeln wird unser Bild zurückgeworfen. In unsern eigenen Spiegeln sehen wir das Bild der andern.» Auch dieses Bild spiegelt unsere Wertungen. «Sind wir Schweizer wirklich so, wie wir in diesen Spiegelungen erscheinen?» Diese Frage bezog sich das letzte Mal auf Liebe und Ehe. Diesmal stellt sie Margit Gantenbein allgemein für unser persönliches Verhalten, wie es sich in oder aus der Ferne widerspiegelt.

Es geht Margit Gantenbein nicht um die ängstliche Frage, was man gegenwärtig gerade über unser Land sage, ob wir unseren Kredit in den Augen der Welt eingebüßt und was wir zu tun hätten, um ihn wieder aufzupolieren. Es geht ihr und uns darum, aus Begegnungen in der Ferne zu erkennen, wie die andern, ohne daß wir danach fragen, und wir selber unsern Grundcharakter sehen — um Selbsterkenntnis und Besinnung. Red.

Die Schweizer im Teegarten

Überall auf der Welt gibt es schweizerische Gutsverwalter, Großgrundbesitzer, Unternehmer, Angestellte, die mir besonders typisch vorkommen», sagte mir letzthin ein weitgereister Schwede, den ich im Eisenbahnwagen kennenlernte. «In Afrika, in Asien, in Südamerika traf ich sie.

Typisch an ihnen scheint mir vor allem, daß sie so farblos geworden sind im Ausland. Bei denen, die gelegentlich wieder nach Hause in die Schweiz gehen wollen, ist es anders. Aber die, welche Karriere machen im Ausland, die passen sich zu sehr an. Ein Schweizer, den ich im Teegarten von Darjeeling traf, scheint mir dafür ein besonders anschauliches Beispiel.»

Ich fragte den neuen Bekannten nach dem Namen jenes Schweizers. Als er ihn nicht sagen wollte, meinte ich, es dürfte sich wohl um Peter X handeln.

Er sah mich erstaunt an: «Kennen Sie ihn denn?»

«Ja», antwortete ich. «Sehr gut. Ein Berner Oberländer. Schildern Sie ihn mir, wie Sie ihn sehen, damit ich mir ein Urteil über Ihr Urteil machen kann.»

Zuerst mußte mein neuer Bekannter sich zwar erholen und ein paar Bemerkungen machen über die Gefahren des Redens. Aber dann legte er dennoch couragiert los:

«Jener Schweizer ist sehr gut zu seinen Nepali-Arbeitern im Teegarten. Aber er wahrt Distanz wie ein Engländer. Nicht sehr demokratisch. Er zieht jeden Abend, auch wenn er allein ist, einen Smoking an zum Nachtessen. Ja sogar eine Blume steckt er sich ins Knopfloch. Das tun sonst nur die Engländer. Dann ißt er ganz korrekt allein am schön gedeckten Tisch. Mit seinem Boy, der ihn auf leisen Sohlen bedient, spricht er kein Wort. Wenn er einlädt, geht alles englisch zu und her, bis ins letzte Detail. Wenn er zu Besuch geht, könnte man ihn mit einem englischen Hagestolz verwechseln. Warum? So frage ich mich.»

«Nun, wohl weil die Engländer von Darjeeling und Kalkutta zu seinem Vorbild geworden sind.»

«Ja, habt Ihr denn keine Vorbilder?»

«Doch. Aber die wenigsten von uns wollen typisch schweizerisch sein im Ausland, schweizerisch einladen, sich schweizerisch benehmen. Die Sitten sind innerhalb der kleinen Schweiz sehr verschiedenartig. Und daher hat es sich zum Beispiel für das gesellschaftliche Leben, soweit dieses über den lokalen oder intimen Kreis hinausgeht, schon im eigenen Land wie von selber ergeben, daß bis zu einem gewissen Grad englisches, amerikanisches, französisches oder deutsches Einladen das Vorbild wurde. Wir nennen das eine ‚Party‘ oder ‚eine Gesellschaft geben‘...»

«Nun, das verstehe ich. Aber warum sind die Schweizer im Ausland nicht demokratischer? Ein Engländer im Dschungel, der dort alleine essen muß und den Smoking trägt, wäre freundlicher mit seinem Boy als der Schweizer im Teegarten, der stets von der Schweiz als der ‚Wiege der Demokratie‘ spricht. Dieser meint, weil er seinen Arbeitern Aspirin gibt, wenn sie Kopfwahl haben, und Penizillin, wenn sie an einer Infektion leiden, das sei die echte Demokratie. Ist denn das zuhause bei euch so?»

«Nein, eher umgekehrt. Aber wir haben natürlich auch hochmütige Leute. Wissen Sie denn, ob Ihr Beispiel typisch ist?»

«Nun, schauen wir uns mal die andern Schweizer an, die in hohen sozialen Stellungen im Ausland sind.»

«Wieso kennen Sie sie denn so genau?»

«Nun, ich bin Landwirtschafts-Spezialist. Deshalb kenne ich überall die Großgrundbesitzer, die Fabrikanten, die mit Landwirtschaft etwas zu tun haben, und die Gutsverwalter. Und ich finde, die Schweizer sind überall Chamäleone, sobald sie in hohe Stellungen kommen. Unter Holländern ist der Schweizer ein Holländer — unter Amerikanern ein Amerikaner — unter Schweden, Dänen oder Norwegern kaum von diesen zu unterscheiden.»

Spiegelungen in der Ferne

«Das ist doch etwas Gutes, oder etwa nicht, wenn man sich in einem Gastland anpaßt?»

«Ja, sehr nett. Doch wenn es zu weit geht. Solche Schweizer sind zum Beispiel mit ihren Arbeitern und Angestellten vertraulicher, undiplomatischer und unüberlegter als ein großsprecherischer, ungebildeter Amerikaner, wollen mehr Signore sein als der aristokratischste italienische Signore, stolzer als der stolzeste Spanier oder Südamerikaner. Weshalb? Habt ihr denn keine eigenen Traditionen?»

«Doch, sicher, aber sie bewähren sich nach unserer Ansicht im Export nicht immer. Es sind älplerische Traditionen — wirklich demokratisch — und freiheitlich. Und sie haben sich beim eigenen staatlichen und industriellen Aufbau erstaunlich bewährt — auch in sozialer Hinsicht.

Aber wie es für den einzelnen Schweizer auch zuhause zum guten Ton gehört, sich bei einem Orts- oder Kantonswechsel der neuen Umgebung anzupassen, so will er, wenn er sich dauernd in einem fremden Land niederläßt, den andern auch nicht seine schweizerischen Umgangsformen aufdrängen. Damit gar zu missionieren, dazu wäre er gar nicht in der Lage, da wir unter den Völkern eine kleine Minorität sind — Sie müssen verstehen...»

Der Spezialist wurde nachdenklich. «Ich verstehe — ich bitte um Verzeihung — ich verstehe jetzt — besonders, wenn ich an die andern Schweizer denke, die nicht im Ausland Karriere machen. Sie soll man vielleicht als typisch, als repräsentativ für die Schweiz ansehen. Ich denke vor allem an die schweizerischen Landwirtschafts-Experten, die ich traf. Viele. Und ich kann Sie versichern, das sind die besten, die es gibt.

Amerikaner wollen die Bauern der unterentwickelten Länder oft verständnislos für ihre Traditionen und ihr mit Religion verquicktes Verhältnis zur Natur gewinnen und sie gleichzeitig zum Neuesten, Teuersten der Technik bekehren. Russen und Chinesen, wenn sie Experten aussen-

den, sind gar nicht so sehr verschieden von ihnen; sie wollen gleich alles über den Haufen werfen: revolutionieren.

Hier gibt es keinen bessern Mann als den Schweizer Experten. Er versteht feinfühlig die Bauern selbst der fremdesten Länder. Er kann sich in ihre Traditionsgebundenheit, in ihre Bedenken, in ihre Armut, ihre Naivität und Zurückhaltung allem Neuen gegenüber besser einfühlen als ein anderer.

Und er gewinnt mit Leichtigkeit das Vertrauen selbst des einfachsten Bauern. Er gibt sich ihm gegenüber nicht als Herr — sondern als Bauer. Landwirtschaftsexperten aus der Schweiz fallen auch in jeder Gesellschaft, zu der sie geladen sind, durch ihre Bescheidenheit auf. Sie wollen keinen Eindruck machen auf die noblen Leute einer Gegend, in der sie tätig sind. Infolgedessen äffen sie weder Engländer noch Amerikaner, weder Holländer noch Nordländer nach.»

«Das tönt besser als vorhin, danke!» meinte ich scherzhaft. «Haben Sie vielleicht eine Erklärung dafür?»

«Ja, nun, wie Sie mich fragen, drängt sich mir der Gedanke auf, dass die Schweiz vielleicht gar nicht so demokratisch ist, wie sie es meint. Daß zumindest ein starkes Klassenbewußtsein vorhanden sein könnte, welches manchen Schweizer, der ins Ausland geht, um dort Karriere zu machen, dazu drängt, es den oberen Zehntausend gleichzutun und vornehm abgeschlossen, etwas hochmütig und obenauf schwimmend, gesichert zu scheinen.

Jene Experten aber, die ich kennengelernte, sind alles Bauernsöhne, die studierten, oder einfache Schweizer, welche die bäuerliche Tradition noch im Blut haben, sich auf einem landwirtschaftlichen Gebiet spezialisierten und dann als moderne Pioniere eine Zeitlang in die Welt hinausreisen.»

«An dieser Erklärung ist wohl etwas dran, aber sie scheint mir doch nicht so ganz zu stimmen. Um auf den Kern zu stoßen, müßten wir noch lange diskutieren...»

Nun waren wir aber am Bestimmungsort und mußten unser Gespräch abbrechen. Eine Antwort auf die Meinung des Schweden gaben mir jedoch andere Erlebnisse, die ich nun folgen lasse.

Helens Muslim-Ehe

Der Muslim spricht im allgemeinen nicht über seine Frau — ja man sollte sich eigentlich nicht einmal nach ihr erkundigen.

Aber der Muslim, von dem wir sprechen, war Gesandtschafts-Sekretär im Ausland gewesen. Er hatte sich daran gewöhnt, mit seiner schweizerischen Gattin Helen wie ein Ausländer zu leben, sie als Ausländerin zu behandeln. In ihrer Gegenwart — manchmal auch in ihrer Abwesenheit — sprach der Mohammedaner in Kairo über sie. Und so sah er sie:

«Zuerst verliebte ich mich in ihre



Sind wir Schweizer so?

schneeweiße Haut. Als sie in London auf die Gesandtschaft kam, war es so gleich um mich geschehen. Wir Araber sind ja auch Weiße, aber die Sonne unserer warmen Länder gerbt die Haut der Frauen gelb und braun, und daher lieben wir die Haut, die ganz weiß geblieben ist, besonders. Und dann, ich schmolz auch deshalb, weil sie so golden blond ist. Das gab ihr etwas Weiches, Warmes.

Auf den Charakter meiner jungen Braut — wir verlobten uns ganz schnell — achtete ich damals überhaupt nicht. Bei uns ist es nicht Gewohnheit, unsere Ehe-Partner selber zu wählen. Meinen Brüdern und Schwestern zum Beispiel haben meine Eltern Ehegefährten gesucht. Aber mir, dem Gesandtschafts-Sekretär im Ausland konnte man nicht dreinreden. Zwar hatten meine Eltern immer gesagt, für uns Südländer sei es besser, die Alten für sie bestimmen zu lassen. Eltern sind ruhig, erfahren, und sie lieben ihre Kinder, wollen ihr Bestes. Sie können alles viel richtiger beurteilen. Während wir Jungen nach Gefühlen gehen. Das sei falsch. Gefühl sei irreführend.

Aber an all das dachte ich nicht, als ich meine Zukünftige damals traf. Wir heirateten bald. Und kurz darauf wurde ich zurück nach Kairo berufen. Und hier sitzen wir nun.»

Ja, hier saßen sie nun, in dem heißen Klima, in dem Diktatorland, dem Männerland Ägypten. Unser Muslim hat einen Ministerposten. Das Haus ist herrschaftlich. Es gibt fünf Dienstboten und zwei Chauffeure. In der Garage stehen zwei Wagen. Für den parkartigen Garten sind einige Gärtner zum Wässern und zur Pflege der Pflanzen angestellt. Zwei Kinder mit schwarzen Augen, weißer Haut und blonden Haaren sind da.

«Bald nach meiner Heirat merkte ich, meine Frau hat einen vorzüglichen Charakter, ja bewundernswert. Meine Mutter hätte für mich keine solche Frau finden können. Bei uns gibt es so etwas wie meine Frau gar nicht. Ich habe ja so Glück gehabt.

Aber dann doch irgendwie auch

nicht. Schauen Sie, schauen Sie, wie sie herumgeht! Was sie tut! Das alles schadet mir, meinem Ansehen, und ich mag es nicht.»

Ich schaue hinaus, in den Garten, wo die Frau mit den Kindern spielt. Sie trägt ein leichtes, durchsichtiges Sommerkleid ohne Ärmel. Der eine Gärtner und der Koch sitzen bei ihr auf dem Boden und spielen ebenfalls mit den Kindern. Alle lachen.

«Meine Frau gehorcht mir eben nicht. Ich kann machen, was ich will. Zwar ist sie Muslim geworden. Sonst hätte ich sie ja nicht heiraten können. Aber sie geht natürlich nicht in die Moschee. Sie sagt, inwendig sei sie reformiert geblieben! Was das eigentlich heißt, weiß ich nicht recht. Ist euer Gott und der unsere nicht derselbe? Allah ist Gott. Weshalb soll es so schwer fallen, in die Moschee zu gehen? Nun, meine Frau sagt, sie sei ‚gleichberechtigt‘ und verweigere es, durch eine Hintertüre ‚in die Kirche‘ gehen zu müssen. In Europa treten ja wirklich alle Menschen zur gleichen Türe hinein, wenn sie zur Predigt oder Messe gehen. Aber hier sind wir nun einmal in einem Muslim-Land.

Aber das mit dem nicht in die Moschee-Gehen wäre mir noch gleich. Was gefährlicher ist, meine Frau erzieht die Kinder nicht als Muslim, sondern als eine Art fast religionslose Schweizerkinder. Abends leiern sie ein Gebet daher. Das ist doch nicht religiös. Bei uns ist die Religion gleichzeitig eine Weltanschauung und das Gesetz!

Und dann, sehen Sie! Meine Frau trägt nie Ärmel! In London, da bemerkte ich das gar nicht so recht. Aber hier geht es einfach nicht, daß alle, sogar meine Dienstboten, die Arme meiner Frau sehen. Bei Anlässen ist es noch viel schlimmer. Da ist sie immer die einzige Frau mit Kleidern ohne Ärmel. Es sei ihr sonst zu heiß, sagt sie. Oh, ich hasse es, wenn andere Männer die Arme meiner Frau sehen! In London — da hatte ich nichts dagegen. Aber hier ist es etwas anderes.

Was ich außerdem nicht mag: Mit

allen spricht sie, als ob sie ihresgleichen wären. Das geht bei uns auch nicht.

Besonders nicht in unserer Familie. Wir sind ein altes Adelsgeschlecht. Die Leute der niedrigen Klassen, ja sogar Höhergestellte, sprechen mich immer noch mit ‚Bey‘ an, obwohl es bei uns keine Titel mehr gibt. Aber ich spüre deutlich, seit meine Frau hier ist, bedeutet für unsere Hausangestellten und meine Leute im Büro das Wort ‚Bey‘ nicht mehr das gleiche wie vorher. Sie sagen es so daher, ohne zu empfinden, daß sie zu einem klassenmäßig Höhergestellten sprechen. Wo kommen wir auf diese Weise hin?»

«Zu einer Art Gleichstellung, zu einer Art Demokratie», lache ich.

«Doch wir sind nicht reif für diese Dinge», ereifert sich mein Muslim. «In meiner Stellung sollte ich eine Frau haben, die mit dem richtigen Beispiel vorangeht. Nicht daß ich etwa unglücklich wäre mit meiner Frau. Im Gegenteil — fast bin ich unglücklich darüber, daß ich mit ihr so glücklich bin. Denn meiner Stellung schadet sie.»

Der Mohammedaner ist gescheit genug, um das selbst komisch zu finden: Er lächelt. Aber in seinem Lächeln ist auch Bitterkeit. «Denn wenn ich unglücklich wäre, könnte ich sie ja wegschicken.»

«Ganz einfach! Wepschicken!»

Der Mohammedaner schaut mich auf diese spitze Bemerkung hin erstaunt an. «Nach unserem Recht kann ich eine Frau wegschicken, wenn sie mir nicht gehorcht, meine Kinder nicht richtig erzieht, nicht nach meinem Sinn lebt und mir beruflich schadet. Aber ich kann ja nicht. Ich bin verliebt in sie. Immer noch!»

Der Mohammedaner macht ein verzweifertes Gesicht. Es ist ihm wirklich ernst.

«Oh, diese Frau hat zu viel Charakter! Sie ist gescheit, gebildet. Sie weiß genau, was sie tut, wie weit sie gehen kann.

Aber meinen Sie, sie käme mir auch nur einmal entgegen? Sie läßt sich



Wir sind alle Lehrer
und Pfarrer

Ich mag Lindemann gerne. Wenn er etwas sagt, weiß man ganz genau, von was er spricht, und kann antworten. Es gibt ein Gespräch.

Lindemann hat recht, wenn er als Schweizer die Schweizer gegen außen in Schutz nimmt, besonders in seiner Stellung als Diplomat. Aber wenn wir miteinander reden, ist er manchmal auch kritisch. So sagte er zum Beispiel zu mir:

«Schweizer sollten alle Lehrer und Pfarrer werden. Da könnten wir unserer Leidenschaft andauernd fröhnen, und jeder würde den andern andauernd belehren und ihm eine Predigt halten.»

Ich fragte Lindemann, ob er sich miteinbeziehe. Er sagte «Ja». Und ich bat ihn, mir zu sagen, weshalb.

Daraufhin beichtete er: «Nun, du weißt ja, wie das bei uns ist. Es regnet, die Leute gehen einkaufen. Wenn die Netze und Taschen voll sind und es hat zu regnen aufgehört, tragen die Menschen die Schirme meistens so unterm Arm, daß die Spitze weit hinaus-schaut. Das stört, in den Läden, im Tram beim Einsteigen. Und manchmal, wenn es mich sehr aufregt, gebe ich dem Schirm von hinten unvermerkt mit einer kleinen korrigierenden Handbewegung eine andere Stellung, so daß seine Spitze mir nicht direkt in den Bauch stößt. Aber am liebsten möchte ich sagen: ‚Sii, was tänked Si äigentlich? Si seiged eläi uf de Wält?‘»

Ich mußte sehr lachen: «Mich hat letzthin eine Frau im Tram mit ihrem Schirm ganz naß gemacht», sagte ich. «Sie kam herein, setzte sich mir gegenüber und stellte ihren tropfnassen Schirm direkt an meine Strümpfe. Da hatte ich auch Lust zu sagen: ‚Sii, was tänket Si äigentlich?‘ Statt dessen gab ich ihr einen strafenden Blick. Die Frau verstand ihn nicht und begann in gebrochenem Deutsch über unsern ewigen Regen zu reden. Der Lehrer in mir kam sofort zum Schweigen. Aber ich fühle ihn oft, den Herrn

nie ganz überrumpeln von ihren Gefühlen. Sie hat ‚Ansichten‘. Und ‚seinen Ansichten muß man treu sein‘, sagt sie. Ob mir das schadet oder nicht, scheint ihr gleich.

Und auch meinen Eltern, denen sie Gehorsam und Ehrerbietung schuldet, gehorcht sie nicht. Sie verkehrt mit ihnen genauso wie mit ihrem Koch: freundlich, kühl, aber auf gleicher Ebene. Niemand ist geringer als sie. Aber auch niemand höher. Ich frage Sie, wie scheint Ihnen das?»

«Schweizerisch. In London, zum Beispiel, ist das weniger ausgeprägt. Dort gibt es immerhin den Adel, die Königsfamilie. Doch wir Schweizer tragen alle den Kopf gleich hoch.»

«Sie haben es gesagt. Ich aber empfinde aristokratisch. Ich mag das nicht. Oh, wenn ich das gewußt hätte! Das also ist schweizerisch?»

Und dann, die Möglichkeit, sie eifersüchtig zu machen, habe ich auch nicht. Wissen Sie, warum nicht? Diese Frau kann nicht eifersüchtig sein.

Oder sie zeigt es nicht. Ist das auch schweizerisch?

Diese Frau hat Macht über mich. Nach dem Gesetz könnte ich drei andere Frauen besitzen neben ihr. Natürlich, so ungebildet und altmodisch bin ich nicht. Aber ich könnte doch Freundinnen nehmen, um ihr zu zeigen, was sie riskiert, wenn sie nicht nach meinem Sinne lebt. Doch sehen sie: Nicht einmal das kann ich. Es kommt mir nicht einmal wirklich in den Sinn — so — so — liebe ich sie, diese wunderbare, diese furchtbare Frau.»

In diesem Augenblick tritt sie ein, strahlend, zwei blonde Kinder mit schwarzen Augen an der Hand führend. Und man hat das Gefühl: Alles, was der Mann denkt und eben zu mir sagte, weiß sie. Sie handelt ganz bewußt — ihrer Macht bewußt, aber auch des guten Erfolgs gewiß.

Der Mohammedaner steht auf, umarmt die Gattin und liebkost seine Kinder.

Sind wir Schweizer so?

Lehrer, und mag ihn eigentlich nicht. Ich möchte ihn immer am liebsten gleich weggagen.»

«Ja, aber er ist nun einmal da. Bei uns möchte jeder den andern erziehen, sich als Beispiel hinstellen, selber aber so bleiben, wie er ist.»

«Leicht übertrieben. Ich kenne viele Leute, die geben sich eine unsagbare Mühe, sich zu ändern, sich zu bessern, Selbstkritik zu üben.»

«Ist gut. Aber wenn einem nun einmal etwas angeboren ist! Die wirklichen, guten, echten Lehrer und Pfarrer haben ja Skrupel, üben Selbstkritik, möchten an sich arbeiten und sich bessern. Aber die meisten Leute sind gar nicht fähig, sich selber zu sehen. Sie sehen die andern und nehmen sich aus.»

«Bei uns allein?»

«Wir vor allem. Manche von uns sogar auch, wenn sie im Ausland sind.

Nimm zum Beispiel den Engländer! Wirst du dort dauernd kritisiert und erzogen vom Mitmenschen? Nein, man ist tolerant.

Nimm den Italiener! Er hat tausend Fehler, aber er belehrt dich nicht in jedem Satz. Er überspielt deine Fehler mit Charme und läßt dich, wie du bist. Er ist, wie man so sagt: menschlich. Genauer gesagt: Er liebt im Grunde genommen seinen Mitmenschen mehr. Und wenn er kritisiert, schließt er sich nie aus. Er gehört auch zu der unfertigen, sündigen Menschheit, die er aufs Korn nimmt. Er kennt seine eigenen Schwächen und weiß: es sind die gleichen wie die seines Mitmenschen.

Bei uns aber hält sich jener, der kritisiert, anscheinend für besser. Er belehrt, weil er es nicht nur besser weiß, sondern alles auch besser tut. Er ist das Vorbild. Es gibt doch bei uns die ständige Redensart: ‚Das würdest du nie tun!‘»

«Ja. Was würdest du zum Beispiel nie tun?» frage ich.

«Ich würde nie... in der Straßbahn sitzen bleiben, wenn eine ältere und vielleicht schwer bepackte Frau hereinkommt. Und ich bin nicht ganz jung. Wenn ich Junge sehe, die sitzen

bleiben, Mädchen und Herren, möchte ich immer eine Predigt halten oder aber etwas Grobes sagen: ‚Steh auf. Siehst du nichts? Hast du denn kein Gefühl für die andern? Was für eine Kinderstube!‘ Aber ich sage nichts. Höchstens daß ich einmal einem ein leichtes Handzeichen gebe oder unvermerkt mit dem Kinn auf eine Dame zeige, der man Platz machen sollte. Der Herr Lehrer in mir kann eben einfach nicht anders.»

«Nun, das würde ich auch helfen nennen.»

«Ja, nenn es, wie du willst. Aber im Grunde genommen ist es die Art, die entscheidet. Und die ist lehrerhaft. Ein Franzose, ein Amerikaner, ein Grieche würde die Sache anders anpacken. Ich liebe die Art, wie ich meinen Mitmenschen gegenüberstehe, gar nicht.

Und wenn ich mit andern spreche, sie beobachte, sehe ich mein Ebenbild: Die andern sind auch nicht sehr liebevoll eingestellt, ebenfalls kritisch, nörgelnd. In einem Laden oder in einem Restaurant kann es täglich passieren, daß man lehrerhaft vor allen Leuten bloßgestellt wird: ‚Rühren Sie nicht alles an! Warum haben Sie kein Netz bei sich? Nehmen Sie den Mantel da weg!‘ Fehlt grad noch, daß sie einem sagen: ‚Scheren Sie sich! Kaufen Sie nichts mehr ein!‘

Und wie oft sehe ich bei Autofahrern im Straßenverkehr, daß einer dem andern alle Schande sagt oder auf seine Schläfe zeigt, um dem andern zu bedeuten, er sei von Sinnen.

In Rom, wo der Verkehr chaotisch scheint, habe ich nie Angst, über den Zebrastreifen zu gehen. Ich weiß, der herankommende Fahrer wird anhalten oder langsam um mich herumfahren. Ich spüre die menschliche Einstellung aus jedem Wagen heraus. Und bei uns? Da wartet jeder ängstlich auf ein Zeichen vom Fahrer: Geh, ich überfahr dich nicht. Wenn der Fußgänger auch nur den kleinsten Fehler macht, belehrt ihn der Fahrer, oft sogar sehr unfreundlich. Und wenn ich selber zuhause mit meinem Wagen fahre, spüre ich den Herrn Lehrer be-

sonders stark in mir. Jeder kann, von meinem Sitz aus gesehen, weniger gut fahren als ich! Allen möchte ich Fahrstunden geben.

Doch wie machte es mein Freund Aldo in Rom, wenn er mich herumfuhr? Er sagte immer lachend: ‚Hast du gesehen, wie frech er war? Jener dort! Aber ich habe ihn gestoppt. Ich ließ es ihm nicht durchgehen. Wir Italiener sind alles freche Fahrer. Fahren, für uns, ist ein Spiel — ob wir uns vielleicht irgendeine Frechheit erlauben dürfen und damit durchkommen. Wenns nicht geht, lassen wir es. Alle wollen Regeln brechen. Jeder tut sein Möglichstes, selbst unbemerkt mit seinen Fehlern durchzukommen und einem andern seine Fehler indirekt abzugewöhnen. Siamo umani!‘

Das ist es: Diese humane Einstellung verhindert die meisten Italiener, lehrhaft und predigerhaft zu sein. Nichts gegen Lehrer und Pfarrer. Sie haben ihre Aufgabe, aber wir haben eine andere.

Wenn ich meine Lehrer- und Pfarrerlaunen habe, kann meine Frau nichts recht machen, und ich lehre sie sogar kochen. Meine Töchter belehre ich, indem ich ihnen sage, wie wir, Mama und ich, uns in der Verlobungszeit verhielten. Meine Söhne sollen von mir lernen, sich so, wie ich es tat, eine Karriere zu schaffen. Meine Systeme sind alle gut, vom Rosenschneiden bis zum Behandeln der Mitmenschen! Und dabei gibt es bestimmt hundert andere, die ebensogut wären.»

«Du bist dir also selber nicht sympathisch?» frage ich Lindemann.

Er lacht und sagt: «Nicht immer. Und du?»

«Auch nicht immer. Aber manchmal bin ich begeistert von mir selber! Doch ernstlich, was denkst du denn, an was es liege. Oder vielmehr, woher kommt das alles, was uns an uns selber so mißfällt?»

«Es ist wohl die Kehrseite unseres Erfolges. Wir haben unser Land so wohl geordnet, so sicher gemacht, so reich, obwohl es von Natur arm ist. In gewissem Sinn haben wir das ja auch aus eigener Kraft gemacht, als Volk.

Sind wir Schweizer so?

Und auch als Einzelner ist jeder bei uns stolz, es relativ weit gebracht zu haben. Das ist eine Grundlage unserer Demokratie. Darauf basiert ja auch unser Glaube an das Recht eines jeden, gleichberechtigt mitzureden im Verein, im Dorf, im Kanton, sogar im Bund, in der Welt. Aktive Politik ist notwendigerweise rechthaberische Gestaltung der Gemeinschaft. Und wie wir es mit dem Staat halten, so sind wir auch in den Beziehungen des täglichen Verkehrs.»

«Dann läßt sich da wohl wenig ändern?»

«Ja, wenig. Aber eben, ein wenig doch.

Ich denke daran, daß mir selber der besserwissende Herr Lehrer und der selbstgerechte Herr Pfarrer, die beide in mir stecken, nie ferner liegen, als wenn ich mich durch ein Leid oder eine Not auf mein menschliches Maß zurechtgeschnitten fühle.

Aus dieser Erfahrung heraus verstehe ich jene, die sagen: ‚Die Schweizer sollten in letzter Zeit einmal einen Krieg durchgemacht haben. Es sollte ihnen einmal schlecht gehen.‘ Aber ich wünsche uns das nicht, es wäre Unsinn. Auch weckt ja der Krieg abgesehen von dem vielen Leid, das er mit sich bringt, viel schlimmere Instinkte als übertriebene Lehrhaftigkeit, und die Gemeinschaft bleibt davon jahrzehntelang krank. Das haben wir doch zur Genüge mit angesehen!

Aber eine gewisse Lösung liegt wohl in zwei Richtungen, die bester schweizerischer Tradition entsprechen: im echten Weltbürgertum und im Bewußtsein, daß wir letztlich alles, was wir haben, einem großen Glück — ja, ich möchte fast sagen, einem höheren Geschick verdanken.»

«Ich denke oft darüber nach, weshalb es gerade uns so gut geht, warum Chinesen, Inder und andere so furchtbar leiden müssen. Mit Völker-Schicksalen ist es wie mit persönlichen: Ein großes Geheimnis steckt dahinter.»

«Genau das meinte ich. Und eben dieses Bewußtsein kann uns auch auf das menschliche Maß zurückwerfen:

Vier Photos

Unsere Photographen haben uns viele Bilder geschickt. Jedes ein Stück Leben, ein Stück ihrer und auch unserer Welt. Gesehen zu verschiedener Zeit, an ganz verschiedenen Orten. Für jede Nummer des Schweizer Spiegel wählen wir vier Bilder so aus, daß sie auch zusammen etwas sagen. Diese kleine Bilderfolge wird immer zuerst das Bild einer Struktur zeigen, dann das Bild eines Menschen, das Bild einer Tätigkeit und zuletzt ein Stück unserer Umwelt.

Die Photos dieser Nummer sind von
Ludwig Bernauer
Candid Lang
Hans-Ulrich Schlumpf
Willi Gasché

Wenn wir uns mit allen Menschen als Menschen identifizieren, ohne deshalb zu erwarten, daß sich alle gleich verhalten wie wir, ohne gleich sein zu wollen wie sie. Mit dem Ganzheits-Bewußtsein des Menschen hört die falsche Selbstsicherheit, die Selbstüberschätzung wie von selbst auf.»

Die schwarze Braut

In Washington, an der Neger-Universität, befreundete ich mich mit einer jungen Neger-Assistentin, die mit einem Schweizer Arzt verlobt war. Sie hatte in der Schweiz studiert. Sie war sehr schön. Manchmal sprach sie über ihren Verlobten und ihre Studienzeit:

«Bei uns in Amerika gibt es auch weisse Männer, die wie Hans denken. Auch wir haben Idealisten, die Opfer bringen für ihre Ideen. Aber solch ein Mann wie Hans ist bei uns eher eine Ausnahme. Bei euch in der Schweiz traf ich zahllose Studenten, die in der Charakteranlage ähnlich waren wie Hans.

So haben mich alle meine Studien-genossen stets als gleichwertig behandelt — wenn sie Schweizer waren. Man spürte: sie nahmen mich ernst. Meine Meinung galt ihnen etwas. Und sie führten mich aus, als hätte ich

weiße Haut. Ja, sie konnten sogar meine Schönheit sehen, während man bei uns dunkle Schönheit oft nur zögernd anerkennt oder gar nicht sieht. Meine jetzige Gelassenheit meiner Haut, meinem Schicksal gegenüber kommt aus meiner Studienzeit. Damals verlor ich alle meine Minderwertigkeitsgefühle.

Durch die Behandlung nicht nur von Hans, sondern von seiten der Schweizer Studenten überhaupt, habe ich gelernt: Rassen-Gleichheit ist ein Reifezustand. Und Amerika wird, muß diesen Reifezustand auch einmal erreichen. Nun bin ich plötzlich gegenüber der ablehnenden Haltung jener Amerikaner, die gegen uns sind, geduldig geworden. Ja, fast möchte ich sagen: Ich bemitleide sie, daß sie noch so weit zurück sind in diesem Punkt. Und ich habe eingesehen, daß ich diese meine Gelassenheit, die durch mein neues Verständnis kam, an meine Rassen-Genossen weitergeben muss.

Denn nur durch innere Gelassenheit, die von einem überwältigenden Bewußtsein der Gleichwertigkeit kommt, können wir richtig, ruhig, friedlich und damit siegreich kämpfen in der Rassenfrage.

Das höchste Geschenk, das ein Farbigere bekommen kann, habe ich in der Schweiz bekommen: dort wurde ich zum ersten Mal in meinem Leben als ein voll gleichberechtigtes Glied der menschlichen Gesellschaft behandelt.

Und Hans, mein Verlobter, hat mich gekrönt, indem er mich zur Lebensgefährtin wählte. Dabei weiß er, er wird mit mir im Negerviertel leben müssen — weil weisse Männer mit Negerfrauen die Vorzugsstellung der weissen Rasse verlieren, ganz gleich welcher Nationalität sie sind. Wir werden dunkle Kinder haben. Hans findet das lustig und sagt: ‚Warum sollen alle Menschen gleich aussehen?‘ Er wird mit mir auf seine Art für Negerfreiheit kämpfen.»

Der «Cameriere-Tänzer»

Auf Capri, in einem großen Café auf der Piazza sitzen sie, die Leute aus der Fremde, nicht allzuviele, und der Kellner hat Zeit...

Sind wir Schweizer so?

Ich schaue ihm zu, weil er mich amüsiert. Er bewegt sich wie ein Tänzer. Bei mir nenne ich den Tanz, den er da ganz alleine für sich aufführt, das «Cameriere-Ballett». Nicht jeder Kellner beherrscht es. Und vor allem: nicht jeder tanzt es gleich schön. Dieser hier ist virtuoso: Er schwenkt sein mit vollen und leeren Gläsern und Tassen beschwertes Tablett auf und ab und im Kreise, windet sich um die Tischecken und stürmt daher, als ob er überhaupt keine Zeit hätte.

Man sieht, es ist ein Spiel, das er da treibt: das Spiel, elegant, rasch, ja gefährlich zu bedienen. Doch nichts passiert. Haarscharf geht es um Kurven und an Tischkanten vorbei, der flüssige Inhalt mag zwar den Rand der Gefässe, wenn das Tablett für den Bruchteil einer Sekunde auf schiefster Ebene verweilt, berühren — aber überfließen, nein...

Als die Gäste neben mir bezahlen, fällt dem Kellner aus seiner gespickten Geldtasche eine Tausendernote unbemerkt auf den Boden und bleibt dort liegen. Die Leute gehen. Der Kellner will fort tänzeln. Ich halte ihn an und zeige wortlos auf den Boden.

Der Kellner dankt lächelnd, stellt sich zu mir hin und fragt: «Tu, da dove?» (Er sagt «du» zu mir!) «Lei indovinare!» Der Kellner denkt nach: «Francesco? No. Svedese, certo no. Inglese, non più. Lo so, lo so, tu Svizera.»

«Perchè?»

Der Kellner streckt mir die Tausendernote hin: «Darum. Schweiz ehrlich. Schweizer nicht sehen Tausendernote auf Boden wie Italiener und sofort einstecken in Tasche. Ich Schweiz kennen.»

«Gut?»

«Sehr gut. Ich Basel viele Jahre dienen als Kellner.»

Bei mir denke ich: Als «Cameriere-Tänzer». Doch frage ich, wo. Er nennt ein berühmtes Restaurant, das auch eine Gartenwirtschaft hat, und so gleich sehe ich ihn vor mir, wie er an warmen Sommernächten dort mit seinem schwerbeladenen Tablett auf dem Kiesboden herumtanzt.

«Waren die Leute nett zu Ihnen?»

Der Kellner muß ein Weilchen nachdenken. Dann zeigt er auf zwei andere Kellner in den nächsten Cafés auf der Piazza und sagt: «Jener Kellner dort, Schweiz nicht lieben. Der andere dort und ich, wir Schweiz lieben. Nicht alle Leute nett. Aber fast alle Leute nett. Aber schau du, wenn Schweizer zu mir nicht nett, ich denken: Povero! Kann nicht lächeln, zu viel Regen, in Blut keine Sonne. Aber ich, fortunato, Sonne im Blut.»

«Woher sind Sie denn?»

«Ich? Napoletano. Wir tutti quanti Gauner, ladri...»

Ist er stolz darauf? Oder beschämt, betrübt? Man sieht es ihm nicht an. Aber dann fängt er an zu erklären.

«Wir Napoletani, nein, alle Italiani, tutti quanti ladri. Ich bewundere Schweizer. Tutti quanti ehrlich. Das ich am meisten lieben an der Schweiz. Zeitungen auf Straße aufstellen, Schachtel dazu, Mann geht weg. Doch jeder Schweizer Geld in Schachtel, dann Zeitung nehmen. Napoletani: Zeitungen nehmen, nicht bezahlen, weggeh. So! Napolitaner immer schauen: wie kann er profitieren. Meine Tante gestern mit meinem Vetter nach Napoli gehen, auf Bank, und Tante in Unterrock viel Geld für Bank deponieren. Ankommen auf Bank, kein Geld in Unterrock. Auf Straßenbahn Nummer Drei fahren, alles Geld ein Gauner stehlen.»

«Wie, aus dem Unterrock?»

«Oh, Napoletani furbi, schlau, so schlau! Du nicht merken. Du, fahre mal auf Nummer Drei, Nummer Drei in Napoli berühmt für Ladri. Schau zu auf Bau, Meister nicht da, Arbeiter rauchen, schwatzen, schlafen. Schweizer nicht. Schweizer arbeiten, auch kein Aufpasser herum. Schweizer nicht in Autobus sitzen und probieren, nicht zahlen. Napoletano ja. Immer aufpassen, wie kann er profitieren. Napoletani auch mit Heiligen nicht ehrlich. Gehen mit Kerze in Kirche und drohen dem Heiligen: Du mach dies, Du machen das für mich, ich sonst Dir keine Kerzen geben.

LIMERICKS

Von Regula Matzinger-Pfister
Illustration Toni Businger

**Einer Akrobatin aus Chur
Verleidet
der Tanz auf der Schnur.**



**Sie spaziert ohne Netz
Von Schaffhausen nach Metz
Auf dem Strahl
eines Scheinwerfers nur.**



**Es rühmt
ein Metzger in Wil
Den «Schlankheitsverein
an der Sihl»:
Auf Bergbächen segeln,
Mit Felsbrocken kegeln
Und zwei Filets im Tag
führt zum Ziel.**

Wir als Blauhelme?

Sind wir Schweizer so?

Schweizer nicht. Geht in Kirche, bringt Kerze, so oder so, ob Heiliger tut, was er will, oder nicht. Schweizer ehrlich.»

«Und die Schweizer Mädchen?»

Einen Augenblick leuchtet das Gesicht des Kellners auf, und dann ist es gleich schattenbedeckt. «Ich habe gehabt sönes Satzeli in Basel.»

«Und warum haben Sie sie nicht geheiratet?»

«Madame, wie soll ich sagen? Sie war troppo ehrlich. Sie gehen schon mit einem früher, der heißt Hans. Sie gehen schon mit einem der heißt Fritzili, oder so. Und einer vor mir heissen Carlo, auch Italiano. Und sie troppo ehrlich. Man kann auch sein troppo ehrlich. Sie mir alles sagen.

Sie mir nicht alles sagen, ich glaube, ich Marianna heiraten. Sie sön. Sie gut. Sie Sonne in Blut. Sie kann lachen. Aber ich bin Napoletano. Ich will nicht heiraten Mädchen, das liebt vor mir Hans und Fritzili und sogar noch einen Carlo aus Neapel, der einmal wird an uns vorbeigehn und auf Marianna zeigen und sagen: ‚Sie vorher meine Satzeli in Svizzera.‘

Darum ich zurückgekommen nach Napoli. Jetzt fidanzato mit neuem Satzeli. Vielleicht sie nicht ehrlich und mir nicht sagen, wen sie schon lieben vor mir. Aber Mamma sagt: Niemand. Und ich will glauben. Nachher wir zusammen gehn nach Svizzera, denn ich liebe Svizzera. Ich will dort sein Kellner. Ich will, daß dort meine Kinder in Schule gehen und werden wie Schweizer, ehrlich und alles so, weißt du, dann werden studieren und werden groß und reich wie Svizzeri. Ich glaube, Svizzeri so reich weil so ehrlich. Was du meinen?»

Jodeln

Die Gantenbein sind von Grabs. Als ich mit meiner Schwester — wir waren damals junge Mädchen — einmal aus der Stadt zu Besuch bei Verwandten reiste, geschah es, daß wir gleich am Ankunftstag schon auf das Maiensäß in die Grabserberge hinauf stiegen. Denn dorthin waren unsere Vettern und Onkel zum Sömmern des



Kürzlich habe ich einen jungen Buchdrucker, Zeitungsverleger und Redaktor aus Graubünden kennen gelernt. Er führt heute das Geschäft zusammen mit seinem Vater. Ihr Sorgenkind war seit vielen Jahren die Lokalzeitung ihres Bezirks. Mußte sie nicht mangels Rendite aufgegeben werden? Das ist ja heute auch im Zeitungsparadies Schweiz an manchen Orten bereits geschehen, oder es droht zu geschehen.

Doch mein neuer Bekannter hatte beobachtet, wie es anderen Unternehmen ergangen war. Jene Druckereien, die auf die Herausgabe ihrer defizitären Zeitung verzichteten, rentierten zwar zunächst eine Zeitlang besser. Allmählich gaben aber die weniger ortsverbundenen Kunden ihre Druckaufträge an die Herstellerin der Regionalzeitung, welche nun anstelle des Lokalblattes zum Leiborgan der Bewohner des Bezirkes wurde. Der Hauptträger des «good will» der lokalen Druckerei war die Zeitung gewesen. Jene rentierte, solange diese bestand — und zwar so gut, daß sie das Defizit der Zeitung ohne weiteres tragen konnte. Ohne diesen scheinbar unrentablen «Geschäftszweig» war schließlich die Rendite kleiner als zuvor.

Die Pioniertat des jungen Bündners

Andere Druckerei-Inhaber machten aus ihrer Lokalzeitung ein sogenanntes «Kopfblatt». Das heißt: sie taten sich mit dem Drucker einer größeren Zeitung zusammen, und dieser legten sie täglich eine weiterhin von ihnen hergestellte Lokalseite für ihre bisherigen Abonnenten bei. Mit diesem System vermochten Druckereien in stark industrialisierten Gegenden tatsächlich ihre Lage zu verbessern, weil sie sich auf andere Druckaufträge umstellen konnten. An weniger günstigen Standorten war das jedoch nicht zu machen. Als Trost blieb, daß die lokale Druckerei schließlich als Zweigbetrieb des Herausgebers des Regionalblattes wieder florieren konnte. Aber dann war die Selbständigkeit dahin, und es bestand das Risiko, daß das Regionalunternehmen eines Tages die Zweigdruckerei anderswohin verlegen würde.

Wieder andere Herausgeber von Lokalblättern versuchen, mit den hereindrängenden größeren Zeitungen zu konkurrieren, indem sie täglich, statt zwei- bis viermal wöchentlich erscheinen und ihren Schweizer und Ausland-Teil attraktiver gestalten. Aus Kostengründen können sie dafür aber ausser eigenen redaktionellen Kommentaren fast nur Material von Agenturen und Pressediensten beziehen. Sie werden daher immer unpersönlicher, was in Kürze den sicheren Tod einer Lokalzeitung bedeutet.

Der junge Bündner ging den entgegengesetzten Weg. Er stellte seine Zeitung so um, daß sie auch an dem Tag für seine bisherigen Abonnenten unersetzlich bleiben wird, da sie sich alle eine regionale oder überregionale Zeitung halten werden. Und statt viermal gab er sie vorläufig noch dreimal in der Woche heraus; notfalls wird er später daraus sogar eine lokale Wochenzeitung machen.

Er hatte gesehen, wie dieser Weg in den USA und sogar in England, wo